

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

*Für Alfonso Fuentes und seine Männer,
die mein Haus, meine Erinnerungen, meine Notizbücher
und meine Esel vor dem Woolsey-Feuer bewahrten.*

C.F.



*Und für K,
die mein Herz erweckte.*

G.D.T.

Cornelia Funke
Guillermo del Toro

Das Labyrinth des Fauns

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Tobias Schnettler

Mit Bildern von Allen Williams



Erschienen bei FISCHER Sauerländer

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Pan's Labyrinth: The Labyrinth of the Faun« bei Katherine Tegen Books,
einem Imprint von Harper Collins Publishers

Text © Guillermo del Toro

Illustrationen © 2019 Allen Williams

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7373-5666-4

Prolog

Vor langer, langer Zeit, so heißt es, lebte in einem unterirdischen Reich, in dem es weder Lügen noch Schmerz gab, eine Prinzessin, die von der Welt der Menschen träumte. Prinzessin Moanna träumte von einem strahlend blauen Himmel und einem endlosen Meer aus Wolken; sie träumte von der Sonne und dem Gras und dem Geschmack des Regens ...

Eines Tages entkam die Prinzessin ihren Wächtern und gelangte in unsere Welt. Schon bald löschte die Sonne all ihre Erinnerungen, und sie vergaß, wer sie gewesen und woher sie gekommen war. Sie wanderte umher, litt Kälte, Krankheit und Schmerz. Und schließlich starb sie.

Ihr Vater, der König, hörte nie auf, nach ihr zu suchen. Er wusste, dass ihre Seele unsterblich war, und hoffte, sie würde eines Tages zu ihm zurückkehren.

In einem anderen Körper, einer anderen Zeit. Vielleicht an einem anderen Ort.

Er würde warten.

Bis zu seinem letzten Atemzug.

Bis ans Ende der Zeit.

Der Wald und die Fee

Es war einmal ein Wald, im Norden Spaniens, so alt, dass er Geschichten erzählen konnte, die längst vergangen und von den Menschen vergessen waren. Die Bäume ankerten so tief in der moosbedeckten Erde, dass sie die Gebeine der Toten mit ihren Wurzeln umfassten, während sie die Äste nach den Sternen streckten.

So vieles ist verloren, murmelten die Blätter, als drei schwarze Autos die unbefestigte Straße entlangkamen, die durch den Farn und das Moos führte.

Alles Verlorene kann wiedergefunden werden, wisperten die Bäume.

Es war 1944, und das Mädchen, das neben ihrer hochschwangeren Mutter in einem der Autos saß, verstand nicht, was die Bäume flüsterten. Ihr Name war Ofelia, und obwohl sie erst dreizehn Jahre alt war, wusste sie alles über Verlust und den Schmerz, den er bereitete. Ihr Vater war nur ein Jahr zuvor gestorben, und Ofelia vermisste ihn so sehr, dass ihr Herz sich zuweilen wie eine leere Schatulle anfühlte, die nichts außer dem Widerhall ihres Schmerzes enthielt. Ofelia fragte sich oft, ob ihre Mutter genauso empfand, doch sie konnte die Antwort in ihrem blassen Gesicht nicht finden.

»Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Kohle«, hatte ihr Vater immer gesagt, wenn er ihre Mutter ansah, die Stimme voller Zärtlichkeit. »Du siehst ihr so ähnlich, Ofelia.« Verloren.

Sie fuhren schon seit Stunden, weiter und immer weiter fort von allem, was Ofelia vertraut war, tiefer und tiefer hinein in diesen nicht enden wollenden Wald, um den Mann zu treffen, den ihre Mutter als Ofelias neuen Vater erwählt hatte. Ofelia nannte ihn den Wolf, und sie wollte nicht an ihn denken. Doch selbst die Bäume schienen seinen Namen zu wispern.

Das einzige Stück Zuhause, das Ofelia hatte mitnehmen können, waren ein paar ihrer Bücher. Sie umfasste das Buch auf ihrem Schoß und streichelte den Umschlag. Als sie es aufschlug, leuchteten die Seiten hell vor dem Schatten des Waldes, und die Worte darauf spendeten Trost und Schutz. Die Buchstaben waren wie Spuren im Schnee einer weiten, weißen Landschaft, die kein Schmerz je berührt hatte und die nicht von Erinnerungen geplagt war, die zu finster waren, um sie zu bewahren, zu süß, um sie loszulassen.

»Wieso hast du diese ganzen Bücher mitgebracht, Ofelia? Wir fahren doch aufs Land!« Die Autofahrt hatte das Gesicht ihrer Mutter noch blasser gemacht. Die Fahrt und das Kind in ihrem Leib. Sie nahm Ofelia das Buch aus der Hand, und die tröstenden Worte verstummten.

»Du bist zu alt für Märchen, Ofelia! Du musst anfangen, dich mit der Welt zu beschäftigen.«

Die Stimme ihrer Mutter klang wie eine zersprungene Glocke. Ofelia konnte sich nicht erinnern, dass sie je so geklungen hatte, als ihr Vater noch lebte.

»Oh, wir werden zu spät kommen!«, seufzte sie und drückte sich ihr Taschentuch an die Lippen. »Das wird ihm nicht gefallen.«

Ihm ...

Ihre Mutter stöhnte laut auf, und Ofelia beugte sich vor und griff nach der Schulter des Fahrers.

»Halt!«, rief sie. »Halten Sie an. Sehen Sie nicht, dass es meiner Mutter nicht gutgeht?«

Der Fahrer grunzte und hielt den Wagen an. Wölfe – das waren sie, diese Soldaten, die sie begleiteten. Menschenfressende Wölfe. Ihre Mutter sagte, Märchen hätten mit der Welt nichts zu tun, doch Ofelia wusste es besser. Märchen hatten sie alles über die Welt gelehrt.

Sie stieg aus dem Auto, während ihre Mutter zum Straßenrand stolperte und sich in die Farnwedel übergab. Der Farn umgab die Bäume so dicht wie ein Ozean aus gefiederten Wedeln, und die graurindigen Stämme schienen dem Himmel aus einer versunkenen Welt entgegenzuwachsen.

Die beiden anderen Fahrzeuge hielten ebenfalls an, und der Wald schwärmte von grauen Uniformen. Die Bäume mochten sie nicht. Ofelia spürte das. Serrano, der diensthabende Offizier, kam, um nach ihrer Mutter zu sehen. Er war ein großer, massiger Mann, der immer zu laut sprach und seine Uniform wie ein Theaterkostüm trug. Ihre Mutter bat ihn mit ihrer zerborstenen Stimme um Wasser, und Ofelia ging ein Stück die unbefestigte Straße entlang.

Wasser, raunten die Bäume. *Erde. Sonne.*

Die Farnwedel strichen wie grüne Finger über Ofelias Kleid, und sie senkte den Blick, als sie auf einen Stein trat.

Der Stein war grau wie die Uniformen der Soldaten und lag mitten auf der Straße, als hätte ihn jemand dort verloren. Hinter Ofelia übergab ihre Mutter sich erneut. Wieso macht es Frauen krank, wenn sie Kinder zur Welt bringen?

Ofelia bückte sich und schloss die Finger um den Stein. Die Zeit hatte ihn mit Moos überzogen, doch als Ofelia das Moos abrieb, sah sie, dass er flach und glatt war und dass jemand ein Auge hineingemeißelt hatte.

Ein menschliches Auge.

Ofelia blickte sich um.

Alles, was sie entdecken konnte, waren drei verwitterte Säulen, beinahe unsichtbar inmitten des hohen Farns. Den grauen Stein, aus dem sie gehauen waren, überzogen fremdartige, konzentrische Muster, und von der mittleren Säule starrte ein uraltes, verwittertes Gesicht in den Wald hinein. Ofelia konnte nicht widerstehen. Sie verließ die Straße und ging darauf zu, obwohl ihre Schuhe schon nach wenigen Schritten vom Tau durchnässt waren und Disteln an ihrem Kleid hafteten.

Dem Gesicht fehlte ein Auge. Wie ein Puzzle, dem ein Teil fehlte – darauf wartend, dass jemand es löste.

Ofelia schloss die Finger fester um den Augenstein und trat näher an die Säule heran.

Unterhalb der Nase, die mit geraden Linien in den grauen Stein gemeißelt war, gab ein offener Mund verwitterte Zähne frei. Ofelia stolperte zurück, als sich zwischen den Zähnen eine geflügelte Kreatur regte, dünn wie ein Zweig, die die langen, zitternden Fühler auf sie richtete. Insektenbeine tasteten sich aus dem Mund heraus, und das Geschöpf, größer als Ofelias Hand, hastete die Säule hinauf. Sobald es oben ankam,

hob es die spindeldürren Vorderbeine und fing an zu gestikulieren. Das brachte Ofelia zum Lächeln. Es schien so lange her, dass sie zuletzt gelächelt hatte. Ihre Lippen waren es nicht mehr gewohnt.

»Wer bist du?«, flüsterte sie.

Die Kreatur winkte noch einmal mit den Vorderbeinen und stieß ein paar melodische Klicklaute aus. Vielleicht war es eine Grille. Sahen Grillen so aus? Oder war es eine Libelle? Ofelia war nicht sicher. Sie war in der Stadt aufgewachsen, zwischen Mauern aus Steinen, die weder Augen noch Gesichter hatten. Oder offene Münder.

»Ofelia!«

Das Geschöpf breitete die Flügel aus. Ofelia sah ihm nach, als es davonflog. Ihre Mutter stand wenige Schritte entfernt auf der Straße, Serrano neben sich.

»Sieh dir deine Schuhe an!«, tadelte sie mit dem leicht resignierten Tonfall, den ihre Stimme inzwischen so oft annahm.

Ofelia blickte auf ihre Schuhe. Sie waren bedeckt mit Schlamm, doch sie spürte das Lächeln noch auf ihren Lippen.

»Ich glaube, ich habe eine Fee gesehen!«, sagte sie. Ja. Die geflügelte Kreatur musste eine Fee gewesen sein. Ganz sicher.

Doch ihre Mutter hörte nicht zu. Ihr Name war Carmen Cardoso, sie war zweiunddreißig Jahre alt und bereits verwitwet, und sie hatte vergessen, wie es sich anfühlte, etwas anzusehen, ohne es zu verabscheuen oder Angst davor zu haben. Alles, was sie sah, war eine Welt, die ihr nahm, was sie liebte, und es zwischen den Zähnen zu Staub zermahlte. Und weil Carmen Cardoso ihre Tochter liebte, sie so sehr liebte, hatte sie wieder geheiratet. Diese Welt wurde von Männern

regiert – ihr Kind verstand das noch nicht –, und nur ein Mann konnte sie beide beschützen. Es war Ofelias Mutter nicht bewusst, dass sie ebenfalls an Märchen glaubte. Carmen Cardoso glaubte an das gefährlichste aller Märchen: An das, in dem der Prinz kommen und sie retten würde.

Die geflügelte Kreatur, die im klaffenden Mund der Säule auf Ofelia gewartet hatte, wusste all das. Sie wusste von vielen Dingen, doch eine Fee war sie nicht – zumindest nicht in dem Sinne, wie wir sie uns gerne vorstellen. Nur ihr Meister kannte ihren wahren Namen, denn in dem magischen Königreich, aus dem sie stammte, gewann man Macht über die, deren wahren Namen man kannte.

Ofelia und ihre Mutter stiegen ins Auto und setzten ihre Reise fort. Die geflügelte Kreatur beobachtete sie vom Ast einer Tanne aus. Sie hatte schon lange auf dieses Mädchen gewartet: Das Mädchen, das so viel verloren hatte und noch so viel mehr verlieren musste, um das zu finden, was ihr rechtmäßig gehörte. Es würde nicht einfach sein, ihr zu helfen, aber das war der Auftrag, den ihr Meister ihr gegeben hatte, und er konnte recht unleidlich werden, wenn man seinen Anweisungen nicht folgte. O ja, sehr unleidlich.

Die Autos fuhren tiefer und tiefer in den Wald hinein, mit dem Mädchen und der Mutter und dem ungeborenen Kind. Und das Geschöpf, das Ofelia eine Fee genannt hatte, breitete seine Insektenflügel aus, faltete die sechs dünnen Beine zusammen und folgte dem Konvoi.

All die Gestalten des Bösen

Das Böse nimmt selten sofort eine feste Form an. Oft ist es zuerst nicht mehr als ein Flüstern. Ein Blick. Ein Verrat. Doch dann wächst es und schlägt Wurzeln, noch immer unsichtbar, unbemerkt. Nur Märchen geben dem Bösen eine konkrete Gestalt. Die bösen Wölfe, die finsternen Könige, die Dämonen und Teufel ...

Ofelia wusste, dass der Mann, den sie bald »Vater« würde nennen müssen, böse war. Er hatte das Lächeln des Zyklopen Ojáncanu, und in seinen dunklen Augen nistete die Grausamkeit der Monster Cuegle und Nuberu, Ungeheuer, denen sie in ihren Märchenbüchern begegnet war. Doch ihre Mutter erkannte seine wahre Gestalt nicht. Viele Menschen werden blind, wenn sie älter werden, und vielleicht sah Carmen Cardoso das wölfische Lächeln nicht, weil Capitán Vidal gutaussehend und immerzu makellos gekleidet war in seiner Gala-Uniform, den schwarzen Handschuhen und stets blankgeputzten Stiefeln. Vielleicht verwechselte Ofelias Mutter seinen Blutdurst mit Macht und seine Brutalität mit Stärke, weil sie sich so sehr danach sehnte, beschützt zu werden.

Capitán Vidal blickte auf seine Taschenuhr. Das Glas hatte einen Sprung, doch die Zeiger darunter zeigten noch immer die korrekte Zeit an, und sie sagten ihm, dass der Konvoi verspätet war.

»Fünfzehn Minuten«, murmelte Vidal, der, wie alle Monster – wie der Tod, *Santa Muerte* –, immer pünktlich war.

Ja, sie waren, wie Carmen befürchtet hatte, verspätet, als sie die alte Mühle erreichten, die Vidal als sein Hauptquartier gewählt hatte. Vidal hasste den Wald, der die Mühle umgab. Er hasste alles, was keine perfekte Ordnung einhielt, und die Bäume boten den Männern, die zu jagen sie gekommen waren, allzu bereitwillig Deckung. Diese Männer bekämpften die Dunkelheit, der Vidal diene und die er bewunderte, und er war in den alten Wald gekommen, um diese Männer zu brechen. O ja, Ofelias neuer Vater liebte es, denen die Knochen zu brechen, die er für schwach hielt, ihr Blut zu vergießen und neue Ordnung in ihre elende, schmutzige Welt zu bringen.

Er begrüßte den Konvoi. Lächelnd.

Doch Ofelia sah die Verachtung in seinen Augen, als er sie auf dem staubigen Hof willkommen hieß, wo einst die Bauern der benachbarten Dörfer ihr Korn abgeladen hatten. Ihre Mutter jedoch lächelte zurück und erlaubte dem Wolf, ihren Bauch zu berühren, der von seinem Kind groß und rund war. Selbst, als er sie anwies, sich in einen Rollstuhl zu setzen, gehorchte sie, wie eine zerbrochene Puppe. Ofelia beobachtete das alles vom Rücksitz des Autos aus. Die Aussicht, dem Wolf die Hand zu geben, wie ihre Mutter es verlangt hatte, ließ sie schauern. Doch schließlich stieg sie aus, um ihre

Mutter nicht mit ihm allein zu lassen, ihre Bücher gegen die Brust gepresst wie einen Schild aus Papier und Worten.

»Ofelia.« Der Wolf zermalnte ihren Namen zwischen seinen schmalen Lippen zu etwas, das so zerbrochen war wie ihre Mutter, und starrte auf ihre ausgestreckte linke Hand.

»Die andere Hand, Ofelia«, sagte er sanft.

Er trug schwarze Lederhandschuhe, die knarzten, als sein Griff sich wie die Falle eines Wilddiebs um Ofelias Hand schloss. Dann drehte er ihr den Rücken zu, als hätte er sie schon jetzt wieder vergessen.

»Mercedes!«, rief er einer Frau zu, die den Soldaten dabei half, die Autos zu entladen. »Hol ihr Gepäck!«

Mercedes war schlank und blass. Sie hatte rabenschwarzes Haar und dunkle, feuchte Augen. Ofelia fand, dass sie wie eine Prinzessin aussah, die vorgab, eine Bauerntochter zu sein. Oder vielleicht wie eine Zauberin, auch wenn Ofelia nicht genau sagen konnte, von welcher Art, ob gut oder böse.

Mercedes und die Männer trugen die Koffer ihrer Mutter zu der Mühle. Das Gebäude erschien Ofelia verloren und traurig, als ob es sich danach sehnte, wieder frisches Korn zu mahlen. Stattdessen war es überrannt von Soldaten, die wie Heuschrecken um seine verwitterten Steinmauern schwärmten. Ihre Zelte und Lastwagen waren überall und nahmen den weitläufigen Hof in Beschlag, der von Ställen, einer Scheune und der Mühle selbst umgeben war.

Graue Uniformen, ein trauriges altes Haus und ein Wald voller Schatten ... Ofelia wünschte sich so sehr zurück nach Hause, dass sie kaum atmen konnte. Doch ohne ihren Vater gab es kein Zuhause. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die

Augen stiegen, als sie plötzlich einige Meter entfernt, zwischen Stapeln von Säcken zwei Flügel entdeckte, in denen sich das Sonnenlicht brach, als bestünden sie aus papierdünnem Glas.

Es war die Fee.

Ofelia vergaß ihre Traurigkeit und lief ihr nach, als sie geradewegs auf die Bäume hinter der Mühle zuflog. Das kleine Geschöpf war so schnell, dass Ofelia schon bald über ihre eigenen Füße stolperte und ihre Bücher fallen ließ. Doch als sie sie aufsammelte und den Schmutz von den Buchdeckeln wischte, sah sie, dass die Fee sich an die Rinde eines nahen Baumes klammerte und auf sie wartete.

Sie wartete. O ja. Schließlich musste sie sichergehen, dass das Mädchen ihr folgte. Aber was war das? Sie blieb schon wieder stehen!

Ofelia starrte auf den gewaltigen Torbogen, der zwischen den Bäumen aufgetaucht war und den Durchgang zwischen zwei uralten Mauern überspannte. Ein gehörnter Kopf starrte mit leeren Augen und offenem Mund von dem Bogen herab, als wollte er die Welt verschlingen. Der Blick dieser Augen schien alles verschwinden zu lassen: die Mühle, die Soldaten, den Wolf, sogar Ofelias Mutter. *Tritt ein!*, schienen die verfallenden Mauern zu sagen. Ofelia machte unterhalb des Kopfes verwitterte Buchstaben aus, aber sie wusste nicht, was sie bedeuteten.

In consiliis nostris fatum nostrum est, stand dort.

»In unseren Entscheidungen bestimmt sich unser Schicksal.«

Die Fee war verschwunden, und als Ofelia durch den Torbogen trat, warf er einen kalten Schatten auf ihre Haut. *Kehr um!*, warnte etwas in ihr. Doch sie tat es nicht. Manchmal ist es gut, zu gehorchen, manchmal nicht. Ofelia war sich nicht sicher, ob sie überhaupt eine Wahl hatte. Ihre Füße gingen von ganz allein weiter. Der Gang, der sich hinter dem Torbogen auftat, verengte sich schon nach wenigen Schritten, und bald konnte Ofelia beide Wände zugleich berühren, wenn sie die Arme ausstreckte. Sie strich mit den Händen über die verwitterten Steine, während sie weiterging. Sie waren so kalt, obwohl es ein heißer Tag war. Noch ein paar Schritte und ein weiterer Gang tat sich vor ihr auf, der erst nach links und dann nach rechts führte. Zu einer weiteren Abzweigung.

»Es ist ein Labyrinth.«

Ofelia fuhr herum.

Mercedes stand hinter ihr. Der Schal um ihre Schultern sah aus, als hätte sie ihn aus wollenen Blättern gewoben. Falls sie eine Zauberin war, dann war sie eine schöne, nicht alt und verwittert, wie sie in Ofelias Büchern meistens aussahen. Doch die Märchen hatten Ofelia auch gelehrt, dass Zauberinnen oft nicht ihr wahres Gesicht zeigten.

»Es sind nichts als alte Steine«, sagte Mercedes. »Sehr alte Steine. Diese Mauern stehen hier schon seit Ewigkeiten – sie wurden lange vor der Mühle gebaut. Du solltest nicht hierherkommen. Du könntest dich verlaufen. Das ist schon passiert. Irgendwann erzähl ich dir die Geschichte, wenn du sie hören willst.«

»Mercedes! Der Capitán braucht dich!«, drang die harsche Stimme eines Soldaten zu ihnen.

»Ich komme!«, rief Mercedes zurück.

Sie lächelte Ofelia zu. Ihr Lächeln war voller Geheimnisse, doch Ofelia mochte sie. Sie mochte sie sehr.

»Du hast es gehört. Dein Vater braucht mich.« Mercedes wandte sich um und ging zurück zu dem Torbogen.

»Er ist nicht mein Vater!«, rief Ofelia ihr nach.

Mercedes verlangsamte ihren Schritt.

Ofelia holte sie ein, und sie gingen gemeinsam unter dem Bogen hindurch und ließen die kalten Steine und das behornte Gesicht mit den leeren Augen hinter sich.

»Mein Vater war ein Schneider«, sagte Ofelia. »Er ist im Krieg umgekommen.«

Da waren die Tränen wieder. Sie kamen immer, wenn Ofelia über ihn sprach. Sie konnte nichts dagegen tun.

»Er hat mein Kleid gemacht, und die Bluse, die meine Mutter anhat. Er hat die schönsten Kleider genäht. Schöner als die, die die Prinzessinnen in meinen Büchern tragen! Capitán Vidal ist *nicht* mein Vater!«

»Das hast du sehr deutlich gemacht«, sagte Mercedes sanft, während sie Ofelia den Arm um die Schultern schlang. »Aber jetzt komm. Ich bring dich zu deiner Mutter. Sie sucht bestimmt schon nach dir.«

Ihr Arm fühlte sich warm an. Und stark.

»Ist meine Mutter nicht schön?«, fragte Ofelia. »Nur das Baby macht sie krank. Hast du einen Bruder?«

»Ja«, antwortete Mercedes. »Du wirst sehen, du wirst deinen kleinen Bruder lieben. Sehr sogar. Du kannst gar nichts dagegen tun.«

Sie lächelte erneut, aber Ofelia sah die Traurigkeit in ihren

Augen. Mercedes schien auch zu wissen, wie es war, etwas zu verlieren.

Auf dem steinernen Torbogen saß die Fee und beobachtete, wie die beiden zur Mühle zurückgingen: die Frau und das Mädchen, Frühling und Sommer, nebeneinander.

Das Mädchen würde wiederkommen.

Dafür würde die Fee sorgen.

Sehr bald.

Sobald ihr Meister es wünschte.